«Ich weiss um meinen Zustand,

Sie bezeichnen ihr Haus als WG auf Zeit: Die Pflegenden des Hospiz St. Gallen haben ein besonderes Verhältnis zu den Bewohnerinnen und Bewoh

Julia Nehmiz

Das Telefon in seiner Hosentasche klingelt. Anruf von Zimmer 10. Pfleger Fabian Greiner nimmt zwei Treppenstufen auf einmal. Herr R., 71, sitzt in seinem Zimmer auf dem Stuhl, er möchte aufs Bett. Fabian Greiner reicht ihm die Hände, zieht ihn hoch. «Eins, zwei, drei, vier, fünf», Herr R. zählt seine Schritte. Trippelweise geht es vorwärts. «Mach grosse Schritte», feuert er sich an und zählt weiter. Sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf. Angekommen, drehen, absitzen. «Eine coole Trainerhose hast du», sagt Fabian Greiner. «Die hat mir meine Schwester geschickt», sagt Herr R., der mit allen im Hospiz per Du ist. Aus seinem kleinen Radio, das auf einem Sessel liegt, spricht eine Stimme das «Vater unser». «Es geht mir gut, ich kann zufrieden sein, konnte gut schlafen», sagt Herr R. Die Ärzte hatten ihm noch vier Wochen prognostiziert. An diesem Samstag im November feiert er Jubiläum, seit einem Jahr lebt er im Hospiz.

Das Hospiz St. Gallen nahm 2018 den Betrieb auf. Neben dem Hospiz im Werdenberg ist es das zweite in der Ostschweiz. Das Hospiz St. Gallen hat einen Leistungsauftrag mit den Kantonen St. Gallen, beiden Appenzell und dem Thurgau. Von dort kommen auch die Bewohnerinnen und Bewohner, niemand sagt hier Patient oder Klientin. «Wir sind eine WG auf Zeit», sagt Pfleger Fabian Greiner.

Zeit. Sie ist ein dehnbarer Begriff. Manchmal ist sie sehr kurz, nur für wenige Stunden bezieht ein Bewohner sein Zimmer. Manchmal ist sie sehr lang. Ein Bewohner lebte 13 Monate im Hospiz. Im Schnitt verbringen die Menschen vier Wochen dort. Die Hälfte stirbt während der ersten 14 Tage. 285 Personen wurden im Hospiz St.Gallen seit 2018 bis zum Tod betreut und gepflegt.

Der Tod ist allgegenwärtig, aber die Lebensfreude auch

Als das Hospiz im Juli aus dem Provisorium im Osten der Stadt in die umgebaute Villa Jacob im Zentrum zügelte, durfte Herr R. sich als Erster sein Zimmer aussuchen. Dachschrägen, gemütliche Holzbalken, vollgehängt mit Fotos und Erinnerungen, eine kleine Dachgaube, und, für Herrn R. das Wichtigste: Ausblick auf die Kirche St.Otmar. Am alten Standort war die Kirche ganz nah, das war wertvoll, sagt Herr R. Hier gefällt's ihm auch. «Es gibt eine Zeit zum Leben und eine Zeit zum Sterben.» Seine Stimme bricht. Nein, er haben keine Angst vor dem Tod, überhaupt nicht. «Ich habe gutes Gottvertrauen. Und meinen Glauben.» Und Zuversicht. «Ich habe Zeit gehabt. Es war wirklich schön.» Bei den meisten könne man abschätzen, wie viele Wochen oder Tage sie noch haben, bei Herrn R. war das nicht absehbar, sagt Fabian Greiner. «Meine Schwester hat gesagt, warum gehst du nicht schon», sagt Herr R. «Sollst fürschi machen», sagt Fabian Greiner, und beide lachen.

Der Tod ist allgegenwärtig im Hospiz. Aber die Lebensfreude eben auch. Es geht um die Lebensqualität in der End-of-life-Phase, sagt Fabian Greiner. Der diplomierte Pflegefachmann arbeitet seit zwei Jahren im Hospiz St.Gallen. Hier könne er Pflege so gestalten, wie sie seinen Vorstellungen entspreche.

An diesem trüben Novembermorgen ist wie jeden Tag um 7 Uhr Rapport im Stationszimmer. Sandfarbene Wände, draussen dämmert der Tag. Weisse Aktenregale, zwei weisse Schreibtische, helles Licht, an der Magnettafel hängen Dankeskarten, die Bewohnerübersicht, Infosätze wie «Handwerker für Ausgangstür 1. OG und Licht sind aufgeboten», «Verboten: Nägel und Schrauben in die Wände; Räuchern». Und der Leitsatz «Geht nicht, gibt's».

Der Nachtdienst erzählt, dass Frau M. gestorben sei, um 3.58 Uhr. Sie war erst am Nachmittag von einem der Kantonsspitäler Thurgau überwiesen worden. «Sie ist gekommen und gegangen.» Auf die Frage in der Nacht, ob sie ihren Mann anrufen soll, habe Frau M. ganz klar Ja geantwortet. Der Sohn sei noch rechtzeitig gekommen, habe neben ihr gelegen, ihre Hand gehalten, eine innige Szene. «Er sagt, er sei froh, dass sie noch hier war», sagt die Nachtschwester. Und bei Herrn L., vor drei Tagen gestorben, da habe sie die Fenster gekippt, zum Abkühlen. «Herr L. wird abgeholt», sagt Fabian Greiner, und meint den Bestatter.

Die «Kleider für die letzte Reise» sind vorbereitet

Noch liegt Herr L. in Zimmer 9. Fabian Greiner klopft an, bevor er das Zimmer betritt. Respekt auch vor den Toten. Süsslich riecht es, kühl ist es. Herr L. liegt angezogen auf seinem Bett, gelb wächsern die Haut, die Fingernägel schon blau verfärbt. Die Brille auf dem Nachttisch, als wäre er kurz eingenickt. Blumenstrauss auf dem Tisch, auf der Kommode eine Grappaflasche und drei Schnapsgläser, die Söhne von Herrn L. haben hier gemeinsam geschnäpselt, sagt Fabian Greiner. Das Abschiednehmen gehört auch hierher, nicht nur das Sterben. Vielleicht ist das Abschiednehmen fast noch wichtiger.

Die Hospizmitarbeiter ziehen den Verstorbenen die Kleider an, welche die Bewohnerinnen selber oder die Angehörigen ausgewählt haben. «Kleider für die letzte Reise» steht auf dem Paket. Das kann auch mal ein Fasnachtskostüm sein. Oder Abendgarderobe. Sie legen Wert darauf, dass der Verstorbene so aussieht, wie ihn die Angehörigen in Erinnerung haben, sagt Fabian Greiner. Herr L. sieht aus, als würde er Ferien machen: rote Hosen, weisses Hemd, gestreifte Krawatte, Strohhut. Schmal liegt er da, die Kleider zu weit, das Kinn mit einer Plastikstütze nach oben gedrückt, damit der Mund geschlossen bleibt. Die Augen halb geöffnet. Friedlich sieht es aus.

An der Tür von Herrn L. hängt ein Traumfänger. Ebenso an der Tür von Frau M. Am Traumfänger die Feder, die sich der Bewohner beim Einzug ausgesucht hat. Rituale sind wichtig, geben Halt. Im ersten Stock ein grosser Zweig, sieben Holzperlen hängen daran, für jedes Zimmer eine. In der Perle steckt die Feder des Bewohnenden. Grosse Pfauenfeder, kleine unscheinbare gepunktete Feder. Wenn jemand stirbt, kommt die Feder an den Traumfänger. Später in ein grosses Glas. Nach fünf Monaten im neuen Domizil ist das Federnglas schon gut gefüllt.

Die Haupttodesursache im Hospiz: Krebs

60 bis 70 Menschen sterben bei ihnen im Hospiz jedes Jahr, sagt Pflegeleiterin Daniela Palacio. Dieses Jahr werden es mehr sein. Das Durchschnittsalter ist 60. Aufgenommen werden todkranke Menschen ab 18. Der jüngste war 19, der älteste 95. Haupttodesursache: Krebs. 85 Prozent haben ihn. Die meisten Sterbenden kommen aus dem Kanton St. Gallen, seit dem Start im Februar 2018 wurden 208 St. Gallerinnen und St. Galler im Hospiz betreut und begleitet. 33 aus dem Thurgau, 42 aus Appenzell Ausserrhoden, zwei aus Appenzell Innerrhoden.

Der Stellenschlüssel ist höher als in einem Pflegeheim, fast doppelt so hoch, 1,2 Stellen pro Bett. Im Pflegeheim sind es 0,7 Stellen pro Bett. 16 Pflege- und Assistenz-Pflegefachkräfte teilen sich die 8,4 Stellen. Zwei palliative Mediziner hat das Hospiz angestellt, einmal pro Woche ist Visite. Das Hospiz ist ein Nurse-Lead-Betrieb, das heisst die Pflegefachkräfte entscheiden vieles selber, können bei Bedarf den Arzt, die Ärztin um Rat fragen. Der Bedarf an Hospizplätzen wird zunehmen, ist Daniela Palacio überzeugt. Durch die moderne Medizin kommen Patientinnen und Patienten in komplexere Situationen.

Einmal die Woche ist Arztvisite. Ärztin Alke Titze hat keinen Arztkittel

Rituale geben Halt: Jeder Hospizbewohner sucht sich eine Feder aus, die an den grossen Zweig im ersten Stock gehängt wird.

«Der Bedarf an Hospizplätzen wird zunehmen.»

Daniela Palacio
Leiterin Pflege
Hospiz St. Gallen

«Der Mensch geht, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist.»

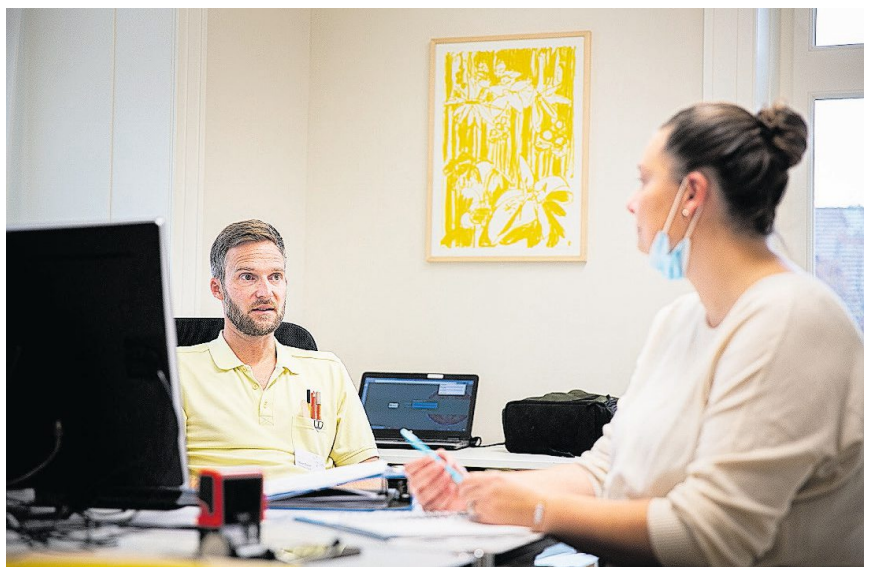
Fabian Greiner
Diplomierter Pflegefachmann
Hospiz St. Gallen

die anderen wissen es auch»

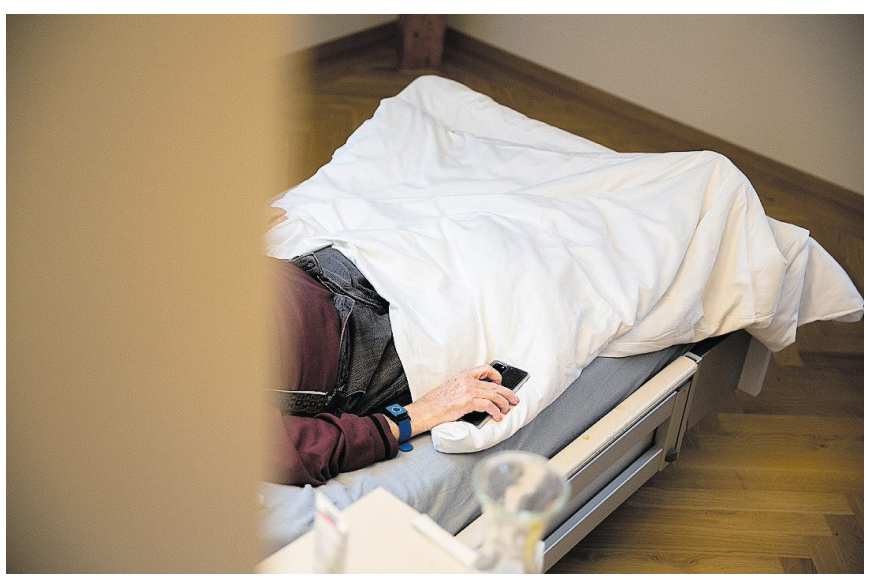
nern. Und ein besonderes Verhältnis zum Tod, der dort zum Alltag gehört – wie die Lebensfreude auch.

Bilder: Tobias Garcia (St. Gallen, 4. November 2021)

Zeit für Gespräche: Pfleger Fabian Greiner hört Herrn R. zu.



Ärztin Alke Titze bespricht mit Pfleger Fabian Greiner die Visite.



Auch mal angezogen im Bett liegen: Wer schlafen mag, darf schlafen.

an, in schwarzer Hose und hellem Pullover, das Stethoskop in der Hand, besucht sie die Bewohnenden. Pfleger Fabian Greiner begleitet sie, auch Daniela Palacio ist dabei. Zimmer 5, Herr G. liegt angezogen im Bett, eine leichte Wolldecke über sich. Das Fenster öffnet den Blick auf Stadt und Bäume. Es duftet nach erfrischenden Zitrusnoten. Alke Titze setzt sich ans Bett, auf Augenhöhe, fragt nach Schmerzen, wie lange die Mittel dagegen helfen, tastet, hört ab.

«Man hört, dass der Tumor da ist, aber die Belüftung der Lunge ist gut», sagt Alke Tietze. «Haben Sie Appetit?»

«Hm, nicht so», sagt Herr G.

«Wie geht's mit der Kraft, mögen Sie noch ein bisschen auf?»

«Ja, spazieren, auf die Wiese auf der Kreuzbleiche.»

«Das ist schön. Können Sie akzeptieren, dass die Situation so ist?»

«Ganz klar. Ich kann es nicht ändern», sagt Herr G.

«Können wir Ihnen noch etwas Gutes tun?», fragt Alke Titze.

«Nein. Sie haben schon so vieles gemacht.»

«Alles Gute wünsche ich Ihnen. Wir sehen uns nächste Woche wieder.»

Schmerzmittel sind wichtig, und Selbstbestimmung

Lebensverlängernde Massnahmen gibt es keine im Hospiz. So wenig wie möglich, aber so viel wie nötig. Schmerzmittel sind wichtig. Und Selbstbestimmung. Nichts müssen, alles dürfen. Wer schlafen mag, darf schlafen. Wer Hunger hat, darf essen. Wer seine Ruhe haben möchte, wird in Ruhe gelassen. Die Mitarbeitenden wimmeln auch mal Besuch ab, wenn der Bewohner keine Kraft dazu hat.

Andere blühen bei Besuch auf. Wie Herr P. Mittwoch vor einer Woche kam er ins Hospiz, seine Freundin hat ihn gebracht, seine Frau hat ihn begleitet. Herr P. freut sich, erzählen zu können. Er sitzt am Tisch in seinem Zimmer, bunte Kinderzeichnungen und Ausmalbilder an der Wand, den Fernseher hat er als Radio eingestellt, SRF Musikwelle, lautlos. «Meine Psychologin hat mir empfohlen, dass ich mir eine Freundin zulege», sagt Herr P. Er erzählt von seiner Krankheit, Bauchspeicheldrüsenkrebs, von der Krankheit seiner Frau. Operationen, innere Blutungen, Chemotherapien, Spital, Reha. Wie seine Psychologin ihm sagte, er habe 40 Jahre seine Frau getragen, aber was wünsche er sich?

Er erzählt, wie er mit seiner Freundin sein zweites Glück gefunden habe. Wie er Sachen erlebte wie nie zuvor. Wie er gewarnt wurde, pass auf, die Freundin sei nur auf Geld aus. Nein, mit ihr könne er Freude und Leid teilen. «Gestern vor einer Woche kam ich ins Hospiz, irgendwie habe ich das Gefühl, das Leben geht weiter, auch nach dem Tod. Die Seele stirbt nicht, sie lebt weiter.» Vor drei Tagen habe seine Freundin ihn abgeholt zu einem Ausflug in den Thurgau, in sein Lieblingsrestaurant. Dort in Erinnerungen geschwelgt. «Der Kopf will noch, aber der Körper macht irgendwann nicht mehr. Am Abend einschlafen, am Morgen nicht erwachen, das wäre schön. Es hat ein Ende.»

Das bedrücke ihn nicht. Er lebe von einem Tag auf den anderen. So viele Wünsche hätte er noch gehabt. Den Bruder der Freundin in der Karibik zu besuchen. Er nimmt die Medizin, die Fabian Greiner am Morgen abgezählt hat. Tropfen aus einem kleinen blauen Becher. Gel aus einer Tube.

«Irgendeinen Glauben muss man haben. Es ist einfach eine höhere Macht da, ist es Zufall, oder ...» Er spricht den Gedanken nicht weiter, geht Hände waschen. Dann setzt er sich wieder an den Tisch, zwei Kissen im Rücken. Erzählt von seiner Familie, wie zerstritten sie sei, die Töchter verkracht, zur einen habe er einen Draht, zur anderen keinen. Zufälligerweise, vorgestern Abend, seien beide Töchter und seine Frau, die ganze Familie zusammengekommen, mit dem jüngsten Grosskind, sicher fünf, sechs Jahre hatte er es nicht gesehen. «Ich hoffe, dass es nach mir bei ihnen weitergeht, dass sie den Rank wieder finden.» Er könne es nicht beeinflussen. «Ich weiss um meinen Zustand, die anderen wissen es auch. Hier ist ein guter letzter Ort.»

Es klopft. Die freiwillige Helferin bringt das Mittagessen. Champignonsuppe, Kartoffelstock, Fleisch mit Sauce. Eine winzig kleine Portion. Herr P. löffelt die Suppe. «Der Appetit ist wieder gekommen. Daheim hatte ich das Gefühl, man muss. Hier: Man darf.» Nach einer halben Tasse Suppe legt er den Löffel beiseite. «Vielleicht füttere ich mehr den Tumor als mich. Man darf, man muss nicht.»

Kein Luxussterben, aber das Sterben wird aufgewertet

Vielleicht ist es Zufall, aber an Zufall glaubt sie nicht, sagt die freiwillige Helferin. Ende 70 ist sie, heute hilft sie vier Stunden am Vormittag und dann nochmal vier Stunden am Nachmittag, Doppelschicht. Seit fünfeinhalb Jahren engagiert sie sich im Hospizdienst. Schaut nach den Bewohnerinnen und Bewohnern, liest vor, wenn gewünscht, oder ist einfach da, geht mit spazieren oder begleitet jemanden zum Gottesdienst. Der Tod trete nicht zufällig ein, sagt sie. Zwei Mal sei sie dabeigewesen, als jemand starb, vielleicht sei sie vorher einfach noch nicht weit genug gewesen, noch nicht bereit, habe die falschen Signale ausgesendet.

Der Mensch geht, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, sagt Pflegefachmann Fabian Greiner. Manchmal könne jemand loslassen, wenn die Angehörigen da sind. Manchmal eben genau dann, wenn sie gegangen sind. Er erzählt von der Nahtodforschung, ihm scheint es Trost und Halt zu geben, dass da etwas ist, was nach dem Tod kommt. Ein Licht, eine bedingungslose Liebe, Wärme. Es sei doch ein riesen Geschenk, dass er Menschen helfen könne. Dass er nicht selber da liege.

Am 1. Februar 2018 nahm das Hospiz St. Gallen den Betrieb auf, vor fast vier Jahren, und trotzdem müssen sie noch immer erklären, wer sie sind, was sie machen. Dass man nicht einfach aus einem Pflegeheim zu ihnen zügeln kann, um zu sterben. Dass alle, die eine Krankheit haben, die zum Tod führt, ins Hospiz ziehen können. Dass es kein Luxussterben bei ihnen ist, wenngleich die Villa prächtig aussieht. Es sei schön, dass Menschen die Chance hätten, an so einem Ort sterben zu können, sagt Pfleger Fabian Greiner. Das Sterben werde aufgewertet. In der Sterbephase befänden sich die Menschen wie in einer Zwischenwelt. Es sei schon vorgekommen, dass jemand den Geldbeutel zog und fragte, was das Hotel hier jetzt koste.

Ein Hotel ist es nicht, aber es kostet etwas. Der Selbstbehalt beträgt 270 Franken pro Tag. Wer das nicht aufbringen kann, ist trotzdem willkommen, «wir finden Wege, um das zu finanzieren», sagt Pflegeleiterin Daniela Palacio. Der Hospizbetrieb kostet 1,7 Millionen Franken pro Jahr. 1,2 Millionen werden durch Einnahmen generiert. Der Rest, also rund eine halbe Million Franken, muss über Spenden finanziert werden.

Sieben Zimmer sind in Betrieb, elf wären verfügbar. Kaum war das Hospiz aus dem Provisorium in die umgebaute Villa Jacob gezogen, meldeten sich so viele Personen an, dass sie eine Warteliste führen mussten. Einmal mussten sie unter drei Menschen auswählen, wer ein Bett haben kann. Zuletzt hatten sie über zwei bis drei Wochen nur zwei Bewohner. Man belässt es vorerst bei sieben Zimmern.

Räuchern, damit die Seele sich lösen kann

Jetzt Anfang Dezember sind alle sieben Zimmer belegt. Neue Bewohnerinnen und Bewohner sind eingezogen. Herr G., Lungenkarzinom, ist gestorben. Herr P., der sein zweites Glück gefunden hatte, ist gestorben. Herr R., der im November noch selbstständig zum Gottesdienst im Pflegeheim nebenan gegangen ist, der zum Frühstück und zum Mittagessen in den Gemeinschaftssaal kam, ihm geht es schlechter. Er sei nicht mehr mobil, sagt Daniela Palacio. Er habe noch wache Phasen, sei aber viel im Bett.

Die Spätschicht ist da. Nach dem Rapport schaut Pflegeassistentin Gaby Feurer kurz nach allen. Dann will sie räuchern. Auf der Liste im Stationszimmer steht «Räuchern» unter der Rubrik «Verboten», aber sie darf das. Gaby Feurer streut etwas Räuchermischung auf ein Sieb, setzt dieses auf eine Art tönernes Windlicht. Es duftet leicht nach Myrrhe, Lavendel, weissem Salbei, Weihrauch.

In Zimmer 6 riecht es nach Tod, abgestanden, süsslich. Gaby Feurer geht mit ihrem Tongefäss durch das Zimmer, gegen den Uhrzeigersinn. Mit einer Feder verteilt sie fächelnd den Rauch. «Klar kann man lüften», sagt Feurer. «Aber ohne Räuchern kriegst du das Energetische nicht raus.» Das Haus soll nicht mit Altlasten beladen werden. Sie räuchert, damit die Seele sich lösen kann von den letzten Wochen. Damit der Raum gereinigt ist für den nächsten, der einzieht.

Wie sie bedächtig die Zimmer abschreitet, von Tür zu Vorhang zum Tisch zum Bett, konzentriert mit dem Rauch Atmosphäre schafft. Wie eine Schamanin. Die Luftschlitze im Tongefäss leuchten wie Gesichter. Lange räuchert sie über dem Kopfkissen. Vor wenigen Tagen lag dort noch ein Mensch. Das Bett ist frisch bezogen. Das Fenster gekippt. Die Abendsonne taucht vor dem Fenster alles in rotes Land, ein Jogger läuft seine Runden auf der Kreuzbleiche. Draussen in der Kälte. Im Leben.